

Institutionen für Kinder und Jugendliche haben alles gut im Griff. Jedenfalls technisch.

«Was mich belastet? Dass das nicht mehr weggeht.»

Ein Einblick in zwei Institutionen für Kinder und Jugendliche zeigt: Die Schutzmassnahmen haben soweit funktioniert, der Alltag ist geordnet, alles im Griff. Viele können sich immer noch positiv motivieren. Aber sowohl bei Kindern als auch bei Mitarbeitenden zeigt sich zunehmende Ermüdung.

Von Claudia Weiss

Fast zehn Monate Corona liegen hinter uns, eine unklare Zeitspanne vor uns, und die Weltgesundheitsorganisation WHO prägte bereits Anfang Oktober den Ausdruck «Pandemic Fatigue» für einen allgemeinen Ermüdungszustand. Was schon für Erwachsene eine lange Zeit ist, scheint für Kinder und Jugendliche geradezu endlos. Wie also steht es um die Stimmung in Institutionen für Kinder und Jugendliche? Ein Einblick in zwei Institutionen zeigt, was in den vergangenen Monaten ablief und wie es heute aussieht.

Schulinternat Sommerau, Baselland

Das Schulinternat Sommerau ist ein freundliches Haus, umgeben von grossen alten Bäumen liegt es idyllisch in den Hügeln von Rümlingen BL, fast wie aus einem Bilderbuch. Es beherbergt drei Wohngruppen mit je acht Kindern und eine Jugendgruppe mit acht Jugendlichen im Alter von 7 bis 18 Jahren, die meisten unter 13 Jahre alt, und eine Primarschule mit internen sowie externen Schülerinnen und Schülern. Normalerweise gibt es sogar eine Bahnstation «Sommerau», zurzeit hält aber ein Ersatzbus etwas weiter entfernt, und die Kinder werden dort abgeholt. Wer zum Haus gelangen will,

muss unter einer Bahnunterführung durchfahren – Anlass für hausinterne Witzeleien, man könne bei Bedarf bloss die Unterführung schliessen, um die Pandemie je nach Bedarf ein- oder auszusperren. Dementsprechend, sagt Institutionsleiter Florian Kron, sei die Stimmung bis heute recht gut und «alle machen das Beste aus der Situation».

Engere Zusammenarbeit mit Eltern

Vom Lockdown seien er und sein Team Mitte März zwar ziemlich überrascht worden, sie hätten dann aber rasch reagiert und eine Tagesbetreuung eingerichtet: Von 8 bis 12 Uhr gab es ein Spezialprogramm mit Gartenarbeiten, Wandern, Sport oder Basteln, «damit alle etwas erleben und damit es sich lohnt, aufzustehen», sagt Kron. Nachmittags fanden dann Aktivitäten auf den Wohngruppen statt, weniger stark strukturiert, eher mit Freizeitcharakter. Die eine Hälfte der Kinder und Jugend-

lichen habe den Anfang des Lockdowns zuhause bei ihren Familien erlebt, erzählt er, «aber bis auf zwei kamen alle nach und nach zurück». Besonders Familien, die in zu kleinen Wohnungen in der Stadt wohnen, hätten rasch gemerkt, dass das Angebot der Internatsschule für sie entlastend war. Florian Kron nimmt aus dieser Zeit sogar einen sehr positiven Effekt mit: «Wir erlebten plötzlich eine viel bes-

sere und interessante Zusammenarbeit mit den Eltern, und das ist für mich eine positive Veränderung.»

Als schwierig erlebte er hingegen den Fernunterricht: «Dieser ist in der Sonderschule fast unmöglich, unsere Kinder und Jugendlichen sind angewiesen auf persönlichen Kontakt.» Teils organisierte das Team einen Eins-zu-eins-Support für jene mit sehr grossem Bedarf. Trotzdem verflüchtigte sich die erste überraschte Freude einiger Kinder, «was, wir haben keine Schule?», rasch. Stattdessen kehrte Ernüchterung ein, während

>>



Dracula und andere Vampire beim angepassten Halloweenfest im Schulinternat Sommerau BL: Mit Fantasie versuchen die Mitarbeitenden, den Humor beizubehalten, damit Kindern und Erwachsenen das Lächeln trotz Pandemie gelingt. Foto: Sommerau

alle gemeinsam das gründliche Händewaschen und Einhalten von Abstandsregeln übten und die Erwachsenen allfällige Ängste mit spielerischen Programmen abzuwehren versuchten. Florian Kron indes überarbeitete mit dem Pandemieteam flink den Pandemieplan für Firmen des BAG, um ihn auf die Institution anzupassen: Sie richteten eine Quarantänestation mit vier Betten ein und erstellten einen Notfallplan für die Teams. «Wir haben Stühle weggestellt, damit nicht zu viele Menschen zusammensitzen, und an den Esstischen Haken angebracht, an denen alle ihre Masken während dem Essen anhängen können – es ging darum, rasch eine Akzeptanz und eine Gewöhnung an die Masken zu schaffen.» Zum Glück, sagt Kron rückblickend, sei keines von den Kindern an Corona erkrankt. Und dass ihm dennoch zeitweilig 10 von 40 Mitarbeitenden fehlten, hing mehrheitlich mit Unfall, anderen Krankheiten und der Sicherheitsquarantäne zusammen. Für die zweite Welle hat Florian Kron die Quarantäneplanung des Hauses angepasst: Sollte ein Kind jetzt erkranken, würde es die Zeit isoliert im eigenen Zimmer verbringen. Vorgesorgt ist inzwischen in jedem Bereich, aber Sorgen würde ihm eine erneute Schulschliessung dennoch bereiten: «Dann müsste ich einen Notfallplan einsetzen.»

Maske beeinträchtigt das Zusammenleben

Insgesamt, Florian Kron überlegt kurz, spüre er aber im Haus Sommerau weder Panik noch Traumatisierung. «Dennoch ist es sehr wichtig, die Kinder und Jugendlichen aufzufangen und ihnen vorzumachen, wie man solche Krisen nicht allzu schwernehmen kann.» Für Halloween beispielsweise malten sich die älteren Kinder erfindungsreich Draculafratzen auf die Gesichtsmaske, und Rituale wurden kurzerhand angepasst. «Es geht immer wieder darum, dass wir unseren Humor beibehalten.»

Sorgen: «Dass man keinen Impfstoff findet.» Oder: «Dass es Leute trifft wo mir am Herzen stehen.»

Dennoch sind die zehn Monate nicht spurlos vorbeigegangen – bei den Kindern und Jugendlichen, aber auch bei den Teams. Eine Umfrage, die Florian Kron im Haus für die Fachzeitschrift durchführte, zeigt eine gewisse Müdigkeit. 17 Erwachsenen aus dem Betreuungsteam und 9 Kinder und Jugendliche beantworteten auf einem Minifragebogen freiwillig und anonymisiert

Fragen wie «Welche Coronaregel belastet dich gerade am meisten?». Fast ausnahmslos alle empfanden das Tragen der Maske als mühsam. «So erkennen die Kinder mein Gesicht und somit die Mimik und Emotionen nicht», erklärt eine erwachsene Person. Auch das Abstandhalten, die eingeschränkten sozialen Kontakte zu Freunden und Familie sowie die Einschränkungen im Freizeitverhalten von Handball bis

Orchester empfinden Kinder und Erwachsene als belastend: «Keine Freunde umarmen», vermisst ein Kind, ein anderes «mit meiner Familie Ausflüge machen», und eine erwachsene Person findet: «Das Lächeln der Leute ist verschwunden.»

«Individualisierung der Gesellschaft»

Am meisten treibt Kinder und Erwachsene die Frage um, wie lange das Ganze noch dauert: «Gibt es überhaupt jemals ein Ende?», fragt sich eine erwachsene Person, und ein Kind sorgt sich: «Dass man keinen Impfstoff findet und dass es für immer bleibt.» Viele Kinder, aber auch Erwachsene, sorgen sich um die Gesundheit ihrer Liebsten: «Dass es Leute trifft wo mir am Herzen stehen und dass das nicht mehr weggeht», schreibt ein Kind.

Eine Jugendliche findet die Gegensätze schwierig: «Dass gewisse Familienmitglieder Risikofälle sind, aber auch, dass viele das so auf die leichte Schulter nehmen», und eine erwachsene Person macht sich Gedanken über die Individualisierung der Gesellschaft, in der die einen Rücksicht nehmen, die anderen

nicht. Eine andere hingegen findet die Angstpolitik besorgniserregend und sorgt sich um das Immunsystem jener, die verängstigt zuhause bleiben. Insgesamt klingt bei allen der Wunsch durch: «Wann kommt der «normale» Alltag zurück?»

«Überhaupt keine Planungssicherheit»

Tatsächlich findet auch Florian Kron die unbestimmte Dauer schwierig: «Wir haben überhaupt keine Planungssicherheit», sagt er. Das Sommeraufest für Kinder und ihre Familien, ein «Chill & Grill» für die Mitarbeitenden, Gesamtweihnachtsfeier – alle sonst so wichtigen Grossanlässe fallen weg oder müssen ganz anders geplant werden. Im Herbst stellte sich Florian Kron die Frage, ob er das alljährliche Skilager nächsten Februar auf zwei Wochen aufteilen solle, je eine Woche für die älteren und die jüngeren. «Dann aber wurde immer ungewisser, ob die Skigebiete überhaupt öffnen, und deshalb haben wir das Lager komplett abgeblasen», erklärt er. Aber: «Die Lager werden fehlen.»

Immerhin, auf Krons Frage im Fragebogen «Warum hast du trotzdem gute Laune?» antworteten doch viele ziemlich zuversichtlich: «Weil ich immer noch in der Schule meine Freunde sehen kann», schrieb ein Kind, und «ich mache das Beste daraus». Andere lenken sich ab, schauen vorwärts und suchen Kraft in der Arbeit, im Sport, bei Freunden und Familie oder im positiven Denken. Einige Erwachsene versuchen, der Situation sogar irgendwie einen Nutzen abzugewinnen: «Die Pandemie hilft uns, auf das Wesentliche zu fokussieren.»

Kinder- und Jugendsiedlung Utenberg, Luzern

Die Kinder- und Jugendsiedlung Utenberg liegt am Stadtrand von Luzern, neben dem Dreilindenpark und mit Blick auf den See. Die hellen, modernen Gebäude, umrahmt von grossen Sportplätzen und Bäumen, bieten in 6 Wohngruppen und einer Notaufnahme auf dem Areal Platz für 52 Kinder und Jugendliche zwischen 7 und 20 Jahren. Auch im Utenberg sei man vom Lockdown Mitte März überrascht worden, sagt Siedlungsleiter Roger Kaufmann. «Ein Pandemiekonzept war vorhanden, aber das genügte für diese Situation nicht, wir mussten es rasch anpassen.»

Dafür bildete er eine Taskforce, die sich täglich austauschte und jeweils einmal wöchentlich die Mitarbeitenden informierte, damit diese nicht laufend bombardiert wurden. «Anfangs stellten sich grosse Fragen – nach der Sicherheit und Stabilität für die Kinder und Jugendlichen, aber auch nach der Arbeitsplatzsicherheit für die Mitarbeitenden», sagt Kaufmann. Er erinnert sich gut an die ersten zwei, drei Monate, in denen zeitweise 20 von 80 Mitarbeitenden ausfielen, weil sie Risikopersonen sind, einen kranken Partner zuhause haben oder in Quarantäne geschickt wurden.

Schwierige Wochen für Kaufmann und seine Mitarbeitenden, eine Zeit, in der er kurzerhand ein paar Kinder aus weniger problematischen Familien für ein, zwei Wochen zurück nach Hause schicken musste, um die Teams ein wenig zu entlasten. Auch ihm bleibt aus dieser Extremzeit als positive Erinnerung

die bessere und engere Zusammenarbeit mit den Eltern, vor allem jenen, die ihre Kinder vorübergehend wieder selber betreuten: «Sie erhielten damit eine gute Gelegenheit, einmal mehr Verantwortung für ihre Kinder zu übernehmen und einen Beitrag zu leisten – das war für sie, aber letztlich auch für uns eine gute Erfahrung.» Zum Glück hätten die Wohngruppen auch in dieser Zeit nie geschlossen werden müssen, sagt er. «Aber ein zeitweiliger Aufnahmestopp war notwendig.»

Das Allerwichtigste ist gelungen: Kindern und Jugendlichen das Gefühl eines sicheren Ortes geben.

Maske, Plexiglas und Desinfektionsmittel

Der Utenberg bietet ausser den stationären Wohngruppen auch ein Krisenaufnahmezentrum, teilbetreute Aussenwohngruppen und aufsuchende sozialpädagogische Familienarbeit. Dringende Standort- und Krisengespräche mussten trotz der schwierigen Situation durchgeführt werden, denn Notfälle können

nicht warten und «ein Aufnahmegespräch via Telefon ist nicht möglich». Aber mit Hilfe von Listen, Masken, Plexiglas, regelmässigem Lüften und gründlicher Desinfektion habe man sich rasch an die veränderten Vorgaben angepasst, «und die frühe Vorsicht erlaubte uns, später die Massnahmen wieder ein wenig herunterzufahren».

Das Allerwichtigste, das Roger Kaufmann immer aufrechterhalten wollte, ist ihm gelungen: «Den Kindern und Jugendlichen das Gefühl geben, dass sie sich im Heim an einem sicheren Ort fühlen – das ist unsere Aufgabe per definitionem.» Und das habe man im Utenberg dank klaren Konzepten und restriktiven Regeln glücklicherweise gut hinbekommen. Zwar beobachtet er bei einigen Jugendlichen, vor allem jenen mit psychischen Problemen oder Entwicklungsstörungen, eine Verschlechterung

>>



Kinder- und Jugendsiedlung Utenberg in Luzern: Die Jugendlichen machen ohne Aufmucken mit.

Foto: Utenberg

Die Sicht des Kinder- und Jugendpsychiaters

«Wir müssen uns klar werden, was Kinder und Jugendliche brauchen»

Kinder- und Jugendpsychiater Martin Aegerter* staunt, wie wenig die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen vor allem im Lockdown berücksichtigt wurden. «Wir müssen uns bewusster werden, dass es sie überhaupt gibt.»

Interview: Claudia Weiss

Wie erleben Sie das in Ihrer Praxis: Wie geht es Kindern und Jugendlichen in der gegenwärtigen Situation?

Martin Aegerter: Es geht ihnen im Allgemeinen nicht unbedingt viel schlechter als vor der Pandemie, vor allem jenen, die in stabilen Verhältnissen leben, sei das zuhause bei den Eltern oder in einer Institution. Je nach Situation verdichtet sich allerdings eine Problematik. Ich stelle fest – subjektiv

***Martin Aegerter**, 54, ist Kinder- und Jugendpsychiater beim Netzwerk Kind–Jugend–Familie in Zollikofen BE. Er nimmt unter anderem psychiatrische Abklärungen für Kinder- und Erwachsenenschutzbehörden vor und arbeitet teils eng mit pädagogischen Institutionen für Kinder und Jugendliche zusammen.

und ohne detaillierte Zahlen –, dass die Anfragen für psychiatrische Abklärungen zunehmen, beispielsweise aufgrund depressiver Verstimmungen. Diese können sich aufgrund einer tatsächlichen Erkrankung in der Familie, wirtschaftlichen Drucks oder genereller Sorgen verstärken. Und für jene Kinder und Jugendlichen, die schon vorher eine Angst- oder Zwangsproblematik aufwiesen, ist die Pandemie schlimm.

Hat sich die Situation für Kinder und Jugendliche zwischen dem Frühjahr und jetzt geändert?

Im Gesamtbefinden stelle ich keine wesentliche Verschlechterung fest. Für sehr viele war allerdings die Schulschliessung im Lockdown vom März eine grosse Belastung, weil je nach familiärem Hintergrund jede Struktur wegfiel. Etliche Studien zeigen ja bereits, dass besonders bei Kindern und Jugendlichen aus bildungsfernen Familien grosse Wissenslücken entstanden sind und sich Probleme wie Gewalt oder finanzielle Not verdichtet haben. Ich begrüsse daher sehr, dass die Schulen in der zweiten Welle geöffnet bleiben, das wirkt sich auf das Befinden der Schülerinnen und Schüler positiv aus. Jedenfalls bei der Mehrheit: Jene, die unter Absentismus leiden, also der Schule aus diversen Gründen zeitweise fernbleiben, oder jene, die von Mobbing betroffen

des Zustands, beispielsweise depressiver Symptome, und viele machen sich Sorgen, weniger um sich selber, sondern um Angehörige. «Je nach Charakter können sie das besser wegstecken oder erleben die Situation als sehr erschwerend.»

Insgesamt seien sie aber gut über die Runden gekommen, findet Roger Kaufmann, und die Quarantänestationen mussten zumindest in der ersten Welle nie genutzt werden. Anfang November hat sich dann die Situation wieder beschleunigt, mit den steigenden Fallzahlen nahm auch der Druck zu, und er stellte bei einigen Mitarbeitenden zunehmenden Respekt vor der Pandemie fest. Inzwischen ist die Notaufnahme voll belegt, und der Utenberg erhält immer mehr Anfragen für stationäre Plätze. Jetzt gelte es abzuwägen, was drinliegt, sagt Kaufmann: «Das ist ein ständiger Spagat, ein Seiltanz, und ich hoffe einfach, dass wir weiterhin gut über die Runden kommen und alle gesund bleiben.»

Damit sich die Stimmung weiterhin stabil halte, sei es wichtig, dass der Betrieb mit guter Versorgung und Betreuung sichergestellt bleibe. «Die Gruppen haben jetzt den Auftrag, kreativ zu sein, sich zu überlegen, wie sie das soziale Geschehen so gut

wie möglich sichern, halt mit alternativen Rahmen und kreativ umgestalteten Anlässen.» Statt dem üblichen grossen Weihnachtsfest beispielsweise planen die einen eine Waldweihnacht, andere teilen die Gruppe, damit die Bezugspersonen auch dabei sein können: «Das ist sehr wichtig.»

Viele Gedanken und ein wenig Überdross

Denn auch im Utenberg gibt es den Jugendlichen zu denken, dass die Dauer der Einschränkungen nicht absehbar ist. Martina (Name geändert), 16, sagt: «Mir geht es gut, jedoch setzen mir die Einschränkungen rund um Treffen von Freund und Familie, Nähe, Umarmungen, Ferien und fehlende Kulturangebote zu, da kein Ende in Sicht ist.» Und auch die

gesundheitlichen Auswirkungen belasten sie: «Sorgen mache ich mir vor allem wegen den psychischen Folgen, im speziellen der Vereinsamung, der Belastung von bestimmten Berufskreisen wie zum Beispiel Pflege, der fehlenden Work-Life-Balance und den gesundheitlichen Folgen der extremen Hygiene.» Mitbewohner Max (Name geändert), 15, drückt sich kurz und klar aus: «Ich nerve mich ab den vielen Einschränkungen.»

Statt dem üblichen grossen Weihnachtsfest gibt es Waldweihnacht oder geteilte Gruppen.

sind, empfanden die Schulschliessung sogar als Erleichterung. Für alle anderen ist es sehr begrüssenswert, dass die Schulen hoffentlich weiterhin offenbleiben.

Sind die gegenwärtigen Einschränkungen für die Jungen aus Ihrer Sicht belastend?

Sie haben langsam genug, und «bis mindestens Frühjahr» ist für sie eine extrem lange Zeitspanne, gefühlt noch viel länger als für uns Erwachsene. Dennoch machen sie mit und halten die Struktur ein. Klar, es ist schwierig, Jugendliche dazu zu bringen, dass sie auch dann konsequent den Abstand halten und die Maske anbehalten, wenn sie unter sich sind, auf dem Heimweg beispielsweise oder in der Freizeit. Aber das ist eigentlich ein gesundes Verhalten. Insofern lassen sich viele durch die Einschränkungen nicht allzu heftig belasten.

Was bereitet den Kindern und Jugendlichen gegenwärtig die grösste Mühe?

Am schwierigsten sind die sozialen Einschränkungen: Kinder wollen unbeschwert miteinander spielen, Jugendliche wollen sich treffen, austauschen, Kontakte pflegen. Ausserdem gestalten sich Berufswahl und Berufsplanung momentan sehr schwierig, Schnupperlehren sind je nach Branche kaum möglich oder finden in praktisch leeren Büros statt. Auch für Fachschul- oder Studienbeginner ist der Fernunterricht sehr belastend, so können sie sich nicht sozial vernetzen.

Sie arbeiten teils eng mit Institutionen zusammen: Geht es Kindern und Jugendlichen dort in irgendeiner Beziehung anders als anderen?

Zudem machen viele Einschränkungen für mich nicht viel Sinn und widersprechen sich.» Ob es also langsam schwierig wird, diese durchzusetzen? Andrea Gabriel, Abteilungsleiterin, verneint: «Absolut nicht.» Im Gegenteil, allen gehe es zwar gleich, und alle hätten es satt, «aber alle halten sich problemlos daran». Die Jugendlichen in den Wohngruppen, vermutet sie, nähmen das vielleicht sogar etwas gelassener als die Sozialpädagoginnen und -pädagogen, denen die Maske die Arbeit nicht gerade erleichtere: «Die Mimik ist sehr wichtig bei Gesprächen. Besonders bei Eintrittsgesprächen ist die Maske eine enorme Barriere.» Die Betreuenden tragen ihre Maske ständig, die Jugendlichen ab zwölf Jahren auf den Gängen. Aber belastend hin oder her: «Alle verstehen den Sinn und nehmen das so an.» Keine Rebellion also, keine Resignation von Seiten der Jugendlichen? «Nein, die Stimmung ist ruhig und ausgeglichen – vielleicht auch gerade dadurch, dass die Jugendlichen abends ohnehin nicht gross ausgehen können und deshalb Diskussionen um die Heimkehrzeit entfallen.» Aber ermüdend sei die Situation vor allem deshalb, weil kein Ende abzusehen sei. Und wenn sie so an die vergangenen

Ich habe das Gefühl, dass Institutionen die Situation insgesamt sehr gut auffangen können, besser wahrscheinlich als vorbelastete Familien: Sie haben Konzepte erstellt, wie sie mit den Einschränkungen umgehen wollen. Und die Sozialpädagoginnen und -pädagogen sind ohnehin krisenerprobt, sie werden durch die Situation zwar belastet und zeitlich mehr gefordert, aber nicht erschüttert. Die Jugendlichen in den Institutionen sind ebenfalls krisenerprobt. Sie erleben genau dieselben Schwierigkeiten wie alle anderen auch – sie vermissen Socializing, Partys und Ausgang. Handys und Social Media sind offenbar kein Ersatz für echte Treffen, und das ist ja eigentlich sehr erfreulich.

Wie schätzen Sie das ein: Sind bei den Jungen langfristige Folgen zu befürchten?

Wie weitreichend die Folgen sein werden, hängt von der Dauer der Einschränkungen ab: Kehrt ab Frühjahr wieder weitgehend Normalität ein, können Kinder und Jugendliche die Corona-Zeit wohl mehrheitlich ohne Langzeitfolgen bewältigen. Dauern die Einschränkungen an, bin ich mir da nicht so sicher. Das müssten wir dann wahrscheinlich neu beurteilen.

Was also ist aus Ihrer Sicht ganz wichtig zu bedenken im Zusammenhang mit Kindern und Jugendlichen?

Wir müssen uns allgemein bewusster werden, dass es Kinder und Jugendliche gibt! Und uns dringend darüber klar werden, was sie brauchen. In der ersten Welle wurde die Wichtigkeit der Schule unterschätzt, zum Glück hat die Politik das inzwischen gelernt. Aber noch immer ist das Bewusstsein zu wenig gross, wie sehr auch Kinder und Jugendliche beispielsweise unter wirtschaftlichem Druck leiden. ●

Monate denkt und an jene, die noch kommen, findet sie: «Für die Sozialpädagoginnen und -pädagogen ist die Situation eine Wahnsinnsherausforderung, mehr noch als für die Kinder und Jugendlichen.»

Motiviert, aber langsam auch etwas ermüdet

Das Fazit der vergangenen Monate in beiden Institutionen also: Panik oder Traumatisierung im grossen Rahmen haben nicht stattgefunden, ebenso wenig Rebellion oder Verweigerung. Die Kinder und Jugendlichen machen alle Einschränkungen brav mit, und wenn sie sich Sorgen machen, dann eher still. Aber ob sie die Corona-Zeit ohne Schaden überstehen, wird sich erst noch zeigen (vergleiche dazu auch das Interview Seite 28). Und auch die Mitarbeitenden der Institutionen zeigen trotz allgemein positiver Motivation gewisse Ermüdungserscheinungen. Sowohl Kinder als auch einzelne Erwachsene des Schulinternats Sommerau antworten auf die Frage, warum sie dennoch gute Laune hätten, unverblümt: «Habe ich nicht.» Und ein Teammitglied bringt wohl die Hoffnung aller auf den Punkt: «Jede Krise hat ein Ende.» ●

«Sozialpädagoginnen und -pädagogen werden zwar zeitlich mehr gefordert, aber nicht erschüttert.»
